

The background of the cover is a close-up photograph of a person wearing a dark, textured coat. Their hands, clad in black leather gloves, are holding a single, vibrant red rose. The lighting is dramatic, highlighting the texture of the coat and the petals of the rose.

HERBERT  
DUTZLER

AM ENDE  
BIST DU  
**STILL**

KRIMINALROMAN

HAYMON







Herbert Dutzler

---

# Am Ende bist du still

*Kriminalroman*



Auflage:

4 3 2 1  
2021 2020 2019 2018

© 2018

**HAYMON**verlag

Innsbruck-Wien

[www.haymonverlag.at](http://www.haymonverlag.at)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-7099-3418-0

Umschlag- und Buchgestaltung nach Entwürfen von  
hœretzeder grafische gestaltung, Scheffau/Tirol  
Satz: Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik · Design, München  
unter Verwendung von Bildelementen von [stocksy.com](http://stocksy.com)/Craig Holmes  
und [shutterstock.com](http://shutterstock.com)/Pavelis (Rose)

Gedruckt auf umweltfreundlichem,  
chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

I

Die Scheiben sind beschlagen. Ich male mit dem Finger ein lachendes Gesicht in den feuchten Belag. Hinter den klar gewordenen Stellen zeichnet sich Nebel ab, Nieselregen. „Lass das!“, sagt Mama und biegt rechts ab. „Das sieht man dann auch noch, wenn es trocken ist. Und ich kann wieder alles sauberwischen.“ Sauberwischen. Das ist ein wichtiges Wort für meine Mutter. Ständig wird alles saubergewischt. Wenn ich ein leeres Glas auf dem Wohnzimmertisch stehen lasse, räumt sie es sofort in die Spülmaschine. Aber nicht, ohne argwöhnisch zu kontrollieren, ob es womöglich einen Ring auf der Tischplatte hinterlassen hat. Und nicht ohne einen Seufzer und einen Blick, der mich wissen lässt, dass ich ihr wieder Arbeit gemacht habe. Dann wird saubergewischt. Sogar, wenn mit freiem Auge kein Schmutz zu erkennen ist.

„Lass mich hier raus!“ „Kommt gar nicht in Frage! Zuerst dreh ich um, damit du nicht über die Bundesstraße musst.“ „Aber da ist doch eh ein Zebrastreifen. Und ein Schülerlotse!“ , protestiere ich. „Ja, ja“, Mama nickt ungeduldig, „auf die darf man sich nicht verlassen. Die meisten Fußgänger werden auf Zebrastreifen überfahren.“

Als wir umgedreht haben, bleibt Mama, weil es keinen Parkplatz gibt, direkt am Straßenrand stehen. Gleich nach dem Zebrastreifen. Die bösen Blicke der Schülerlotsen, die sieht sie ja nicht, mit denen muss ich zurechtkommen. „So. Pass gut auf dich auf. Und wenn die Schule früher aus ist, vergiss nicht, dass du mich anrufst. Und wenn du den Musiktest zurückbekommst, dann rufst du mich auch an. Oder schickst mir zumindest eine SMS. Und spannen den Schirm auf!“ Ich antworte nicht. Was soll ich ihr auch sagen? Dass wir in der Schule kein Handy verwenden dürfen? Dass die meisten in meiner Klasse gar keines haben?

Dass ich mir lächerlich vorkommen würde, wenn ich wegen einem Musiktest, der eigentlich gar kein Test war, sondern nur eine Übung, gleich zu Hause anrufe? Dass es das Lächerlichste überhaupt wäre, für die paar Meter einen Schirm aufzuspannen?

Ich schlage die Autotür zu und ziehe mir meine Kapuze über den Kopf. Hoffentlich fährt sie gleich weg und schaut mir nicht noch zu, wie ich die wenigen Schritte zum Schultor gehe und darin verschwinde. Am besten, ich drehe mich gar nicht mehr um. Direkt am Eingang rempelt mich jemand an. Vincent. „Na, du Schlampe? Wieder einmal im Taxi gekommen?“ Eigentlich sind Schimpfwörter verboten. Aber ich hab's aufgegeben, mich darüber aufzuregen. Wenn man sich beschwert, gibt's höchstens in der Pause Ärger und Vincent reißt mich an den Haaren. Er und ein paar der anderen Buben reden Mädchen immer nur mit so blöden Sprüchen an. Und wenn man Glück hat, sagen sie „Alter“ zu einem.

Zu Hause darf ich solche Wörter gar nicht in den Mund nehmen, aber manchmal rutscht mir doch eins raus. Dann gibt es Kopfschütteln und einen entsetzten Blick von Mama. Solange sie sich noch unter Kontrolle hat, ist lautes Geschimpfe bei ihr tabu, denn das ist anscheinend pädagogisch falsch. Und sie macht ja alles richtig. Zumindest erklärt sie Papa mindestens dreimal am Tag, wie Erziehung geht.

Ich hab nachgeschlagen, was eine Schlampe ist. Steht sogar im Duden. Eine unordentliche, unmoralische Frau soll das sein. Aber ich glaube, Vincent hat gar keine Ahnung, was das Wort bedeutet.

„Hallo, Paula!“, sage ich zu meiner Sitznachbarin, während ich mir die Stiefel ausziehe. Die sind übrigens nur deswegen so sauber, weil Mama sie jeden Tag putzt und eincremt. Sie waren teuer, sagt sie, und sind aus nachhal-

tiger Produktion, allerhöchste Qualität. Und das Leder braucht seine Pflege. Am Wochenende muss ich sie selber eincremen und bürsten. Ich hätte lieber solche Stiefel wie Paula. Die glänzen, haben ein paar Glitzersternchen drauf und müssen sicher nicht jeden Tag geputzt werden. Paula würdigt mich keines Blickes und wirft ihre Stiefel unter die Garderobenbank. „Wartet auf mich!“, ruft sie den anderen Mädchen nach und lässt mich stehen. Wahrscheinlich ist sie neidisch, weil ich jeden Tag mit dem Auto zur Schule gebracht werde. Und ihre Mutter hat sicher kein so tolles Auto wie meine. Das neue hat sogar eine Klimaanlage. Obwohl wir die jetzt im Winter überhaupt nicht brauchen.

Ich hänge meinen Rucksack um die Schultern und plage mich die Stiege hoch, die von den Garderoben im Keller zu unserem Klassenzimmer im ersten Stock führt. In der Früh bin ich immer so müde. Ich glaube, ich könnte gar nicht zu Fuß in die Schule gehen. Ich schaffe ja kaum die paar Stufen.

Oben in der Klasse ist schon der Teufel los. Das ist nichts Besonderes, so laut ist es immer. Ein paar Buben flitzen zwischen den Bänken herum und werfen sich den staubigen Tafelschwamm zu. Mein Pult ist voller Kreidestaub, wahrscheinlich ist der Schwamm einmal dort gelandet. „Hast du die Deutsch-Hausübung?“, fragt Paula. Ich nicke. Ich habe immer jede Hausübung, weil Mama so lange nachfragt, bis ich ihr jede Einzelheit eines Schultages erzählt habe. Außerdem holt sie immer alle meine Schulsachen aus dem Rucksack, kontrolliert sie auf Eselsohren und schaut nach, welche Aufgaben ich angekreuzt habe. Die Deutsch-Hausübung habe ich zweimal geschrieben. Einmal auf einen Zettel und danach ins Heft. Mama lässt mich nicht gleich ins Heft schreiben, das wird nicht schön genug, sagt sie. „Kann ich die

Nummer 64 abschreiben? Da hab ich mich nicht ausgekannt!“ Ich nicke. Wenn sie was von mir will, kann Paula also doch wieder freundlich sein. Oder zumindest so tun, als ob. Ich schiebe ihr das Heft hin. Gerade, als sie beim dritten Satz ist, kommt Frau Augenthaler herein, wahrscheinlich angelockt von dem Geschrei der Buben. „Vincent! Kevin!“, schreit sie. „Her mit dem Schwamm!“ Sie hält die Hand auf, während die Buben erstarren. Schnell lässt Paula mein Heft in ihrem Pult verschwinden. Frau Augenthaler hat nichts gemerkt. „Legt den Schwamm zurück. Und bis zum Läuten werdet ihr zwei mich begleiten, damit ihr nicht noch mehr Unsinn anstellen könnt.“ Die beiden folgen ihr unter Stöhnen auf den Gang, schneiden Grimassen hinter ihrem Rücken. Nun ist es für ein paar Minuten ruhiger.

Als es läutet, lege ich meine neue Federschachtel auf den Tisch. Paula und die anderen sollen sehen, was ich bekommen habe. Es gibt da diesen neuen Film, den alle sehen wollen. Oder schon gesehen haben. Und dazu gibt es – seit gestern erst! – die passenden Schulsachen. Ich bin die Erste, die sie hat. Und das dürfen auch ruhig alle sehen. Auf beiden Seiten sind die Tiere aus dem Film abgebildet. Ich rücke sie mehrmals zurecht, weil mir vorkommt, als würde Paula ganz bewusst in eine andere Richtung schauen. Dabei weiß ich genau, dass sie nichts lieber hätte als genau diese Federschachtel.

Mama hat sie mir gestern gekauft. Natürlich hab ich lange betteln und raunzen müssen, schließlich war das Ding nicht ganz billig. Aber sie hat sich selber wieder einmal eine ziemlich teure Tasche gekauft, da ist ihr nichts anderes übriggeblieben, als mir auch was zu kaufen. Vor allem, wo ich ja die ganze Woche überhaupt nichts angestellt habe. Und sie hat garantiert mehr Taschen als ich Federschachteln. Die alte war an den Rändern auch schon

ein bisschen abgeschabt, und außerdem ist ein total kindisches Motiv drauf, das schon lange nicht mehr in ist.

„Na, was haben wir denn da?“ Kevin schnappt sich in der Pause meine neue Federschachtel und schwingt sie drohend vor meinem Gesicht hin und her. Ich sage nichts, und Paula steht auf und geht. Ich weiß aus Erfahrung, dass es schlimmer wird, wenn man sich wehrt. „Na, was haben wir denn da? Was hat unser Tussi-Schlampen-Mäuschen denn da wieder bekommen? War das teuer?“ Ich glaube, er weiß nicht recht, was er jetzt anfangen soll. Keiner von seinen Freunden ist auf uns aufmerksam geworden, und ohne Zuschauer macht es ihm wohl keinen Spaß, mich weiter zu quälen. Er hält meine Federschachtel hoch über seinen Kopf, macht den Reißverschluss auf und leert den Inhalt auf den Boden. Dann wirft er die Federschachtel in den Mistkübel und verschwindet.

Ich fische sie wieder heraus und putze sie gerade ab, als Frau Augenthaler wieder hereinkommt. Die Federschachtel ist im Mistkübel auf einer glitschigen Bananenschale gelandet, aber sonst ist ihr nichts passiert. „Hat's Ärger gegeben?“, fragt Frau Augenthaler. Ich schüttele den Kopf. Würde ich erklären, was passiert ist, hätte ich nach der Stunde ein noch viel größeres Problem. „Ist mir runtergefallen.“ Frau Augenthaler zieht die Stirn in Falten. Natürlich glaubt sie mir nicht, sie kennt die Buben in unserer Klasse. Und außerdem weiß sie, dass ich nicht so ungeschickt bin, meine Sachen in der Klasse zu verstreuen.

„Kannst du bitte einen Augenblick warten?“, fragt mich Frau Augenthaler nach der letzten Stunde. „Ich möchte noch kurz mit dir reden.“ Ich nicke nicht, schüttele auch nicht den Kopf, bleibe aber vor dem Lehrerpult stehen, bis alle verschwunden sind. „Wer war's denn diesmal?“, fragt sie und klingt etwas entnervt dabei. „Niemand“, sage ich. Sie seufzt. „Du weißt aber schon, dass

es nichts bringt, sich alles gefallen zu lassen?“ Ich denke daran, dass Mama wahrscheinlich schon mit laufendem Motor draußen wartet. Sie regt sich immer auf, wenn ich zu lange brauche, um nach draußen zu kommen. Es gibt ja kaum Parkplätze, und wenn sie warten muss, ist sie dem Schulbus und den Fußgängern im Weg. Und damit ist sie nicht die Einzige, es gibt eine ganze Reihe von Müttern wie meine, die ihre Kinder nicht zu Fuß gehen oder mit dem Bus fahren lassen und draußen alles verstopfen.

Ich schweige. „Vielleicht solltest du dir überlegen, ob es gut ist, ständig auffällig teure Sachen in die Schule mitzubringen“, sagt Frau Augenthaler schließlich. „Erstens bringt dir das keine Freunde, und zweitens gibt’s Probleme, wenn sie dann kaputt gemacht oder gar gestohlen werden.“ Mir fällt nichts ein, was ich darauf sagen könnte. Hoffentlich ist Mama nicht schon zornig. „Na, dann!“, sagt Frau Augenthaler noch und lächelt. Ich laufe aus dem Klassenzimmer in die Garderobe und suche einen meiner Stiefel, den ich schließlich in einer Ecke finde, in die ich ihn sicher nicht geworfen habe. Fast alle anderen Kinder sind schon weg.

„Wo warst du denn so lange?“, zischt Mama, als ich endlich einsteige. Sie fährt ruckartig an, noch bevor ich Zeit habe, mich anzuschallen. „Ich hab noch aufs Klo müssen“, sage ich. „Aufs Klo hättest du zu Hause auch gehen können! Du weißt doch, dass ich warte!“ Ohne auf die Kinder zu achten, fährt Mama über den Zebrastreifen.



Zu Hause erwartete sie eine unangenehme Überraschung. Als sie die Tür zu ihrer Wohnung aufschloss, strömte ihr Zitronenduft entgegen. Zitrone? „Hallo!“ Plötzlich stand ihre Mutter vor ihr. Strahlendes, kaltes Lächeln – wie immer. Sabine ließ ihren Einkaufsbeutel fallen. Irgendwas klirrte. Hoffentlich war das Glas mit den getrockneten Tomaten nicht zerbrochen. „Was machst du da?“, stammelte sie. „Ich hab geputzt, aufgeräumt! Wo du doch jetzt so viel Arbeit hast!“ „Geputzt und aufgeräumt“, wiederholte Sabine, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Geputzt und aufgeräumt. In ihrer Wohnung. Sie trat in die Küche. Die Spüle und die Arbeitsfläche glänzten. Kein Krümel, kein Stäubchen. Zitronenduft. Sie fühlte sich wie vergewaltigt. So, als ob jemand in ihr Innerstes eingedrungen sei, ohne dass sie es gewollt oder gemerkt hatte. Sie

ging zurück ins Vorzimmer, hob wortlos den Einkaufsbeutel auf. „Freust du dich gar nicht?“ Sie senkte den Blick, um ihrer Mutter nicht in die Augen sehen zu müssen, warf die Einkäufe auf die Küchenplatte und begann auszuräumen. Gott sei Dank war das Glas unversehrt. „Wie bist du hier hereingekommen?“ „Also!“ Sie sah nicht hin, konnte sich aber den leidenden Gesichtsausdruck ihrer Mutter und die in die Hüften gestemmtten Arme lebhaft vorstellen. „Du hast uns doch einen Schlüssel gegeben. Als du weg warst, auf diesem Seminar, und Papa zwei Tage in der Stadt übernachten wollte. Wegen dieser Untersuchungen.“ „Ich habe Papa den Schlüssel gegeben, nicht dir!“ Fast hatte sie geschrien. Wie kam es, dass die Anwesenheit ihrer Mutter sie in solche Panik versetzte? War das normal? Nein, war es nicht. Gar nichts war hier normal. Nicht, dass ihre Mutter hier eindrang, nicht, wie sie darauf reagierte. Zitternd räumte sie die Einkäufe in den Kühlschrank, drängte sich dann an ihrer Mutter vorbei zurück in den Vorraum, ging ins Schlafzimmer. Hatte sie etwa auch dort ihre Spuren hinterlassen? Tatsächlich. Das Bett war gemacht, das Nachtkästchen staubfrei, die Bücher ordentlich gestapelt. Sogar die Briefe neben dem Computer waren sorgfältig, Kante an Kante, am Schreibtischrand angeordnet. Sabine versuchte zu schlucken, brachte aber nicht einmal ihren Speichel hinunter. „Du kannst das nicht machen!“, krächzte sie. „Du kannst nicht einfach hier, ohne zu fragen, reinkommen, alles durcheinanderbringen, meine Sachen durchwühlen!“ Sie hob die Bettdecke auf, zerknüllte sie und warf sie wieder aufs Bett.

„Du könntest ruhig deine Bettwäsche ein bisschen öfter waschen. Und andere wären froh, wenn sich ihre Mutter ein bisschen um sie kümmert.“ Du hast dich nie um mich gekümmert, dachte Sabine. Du hast mich immer behandelt wie ein Haustier, das zu blöd ist, ein eigenstän-

diges Leben zu führen. Aber sie war nicht das Kuschtier ihrer Mutter. Und jetzt wieder dieser selbstmitleidige Ton. Sie, Sabine, war nicht dankbar genug. Dankbar hatte man zu sein, wenn sich die Mutter um einen „kümmerte“. Tief ins innerste Privatleben vordrang, das sie nichts anging. Weil sie jede Einzelheit, die sie erfuhr, sofort gegen sie verwenden würde. „Und diese Rechnung vom Arzt, die würde ich gleich bezahlen. Und dann bei der Krankenkasse einreichen. Obwohl ich sowieso nicht verstehe, warum du nicht zu einem Kassenarzt gehst. So viel verdienst du ja auch nicht, oder?“ Sabine suchte aus dem Stapel neben der Tastatur die entsprechende Rechnung heraus, hielt sie ihrer Mutter vor das Gesicht und zerriss sie in möglichst kleine Fetzen. Die ließ sie auf den Boden fallen. „Lass dir ja nicht einfallen, das wegzuputzen!“, zischte sie. Ihre Mutter schüttelte den Kopf, richtete sich mit der Linken die Haare und stöckelte ins Wohnzimmer. Es überraschte Sabine, dass sie nicht zu schreien begann. Früher, als sie noch ein Kind gewesen war, hatte ihre Mutter sie häufig angeschrien. Zumindest waren das ihre Erinnerungen an die Kindheit. Eine schreiende Mutter bei der Geburtstagsparty, wenn das Tischtuch angekleckert wurde. Schreien zu Weihnachten, wenn sie mit den Vorbereitungen für die Bescherung am Heiligen Abend nicht zurechtkam. Geschlagen, so erinnerte sich Sabine, hatte ihre Mutter sie selten. Schließlich war ihr pädagogisch vorbildliche Erziehung ein Anliegen. Aber einmal, am Heiligen Abend, da hatte sie Sabine eine kräftige Ohrfeige verpasst. Eine, die wehgetan hatte. An den Grund konnte sich Sabine nicht mehr genau erinnern.

„Ich habe Papa einen Schlüssel gegeben. Nicht dir. Und ich möchte, dass du jetzt gehst. Und nie mehr diese Wohnung betrittst.“ Sabines Stimme versagte, als sie im Rahmen der Wohnzimmertür stand. Mit gesenktem Kopf.

Sie konnte Augenkontakt mit ihrer Mutter nicht ertragen. Ohne eine Reaktion abzuwarten, ging sie in die Küche. Starrte den Messerblock an, den sie sich erst kürzlich gekauft hatte. Fünf silbrig glänzende Messer staken darin. Eines länger als das andere. Was, wenn sie eines davon herausnahm? Wenn sie dafür sorgte, dass ihre Mutter nie mehr ungebeten in ihr Leben eindringen konnte? Sie näherte sich dem Messerblock. Tastete nach einem Messergriff. Schloss ihre Hand fest um das Gemüsemesser. Rechts, das zweite von oben. Zog die Klinge langsam aus dem Holzblock. Metallisches Singen, als die Klinge aus dem Holz glitt. „Ich habe gedacht, wir gehen vielleicht noch auf einen Kaffee? Diese Pads da“, ihre Mutter zeigte auf Sabines Kaffeemaschine, „die mag ich ja nicht. Teuer und nicht nachhaltig. Und schmecken auch nicht so. Du solltest dir ...“ Sabine ließ das Messer los und fuhr herum. „Bitte sag mir nicht, was ich sollte. Und ich habe keine Lust, mit dir auf einen Kaffee zu gehen!“

Sie riss die Knöpfe ihrer Bluse auf, streifte sie ab. Ihre Mutter starrte sie verständnislos an, als sie im BH vor ihr stand. Langsam drehte sich Sabine um. Ihrer Mutter entfuhr ein Schreckensschrei, als sie Sabines Rücken sah. „Um Gottes willen!“ Sabine starrte zum Fenster hinaus, als sie hörte, wie ihre Mutter ihre Handtasche an sich raffte, zur Wohnungstür stöckelte und sie hinter sich zuwarf.

Sabine ging ins Bad und sah ihren Rücken im Spiegel an. Sie hatte sich einen Skorpion auf den Rücken tätowieren lassen. Dreiundzwanzig Zentimeter war er lang, samt Schwanz. Sie hoffte, ihre Mutter damit endgültig verscheucht zu haben. Sie hatte so ein Tattoo irgendwann in einem Film gesehen, und die Vorstellung, selbst ein solches zu besitzen, hatte sie seither nicht mehr losgelassen. Sieg über Feinde, Macht, Warnung, Isolation waren die Hauptbedeutungen dieses Symbols. Das hatte

sie zumindest gelesen. Ein Skorpion war zwar klein, lebte allein und isoliert, aber er konnte sich wehren. Gegen viel größere Feinde. Das hatte sie fasziniert. Zumindest hatte der Skorpion jetzt schon einmal ihre Mutter in die Flucht geschlagen.